

Sollten Christen die Schlüssel verbrannter Häuser aufbewahren?

Nachdenken über Heimat

Ich erinnere mich daran, wie die Schürze meiner Oma roch, als ich an ihr lehnte und sie mir einen Apfel schälte. Ich habe noch den Geschmack der Sonntagssuppe im Mund, die meine Mutter immer schon am Samstagabend zum Angelusläuten auf den Herd stellte, während ich noch mit meinen kleinen Brüdern nebenan in der Badewanne saß. Ich weiß noch genau, wie das Kartoffelfeuer roch, das mein Vater im Herbst auf dem Land an unserem Haus – es war bereits dunkel draußen – entzündet hatte. Und als ich ihn zum Abendbrot abholen sollte, stand er neben dem Feuer, auf eine Forke gestützt, mit einem ganz müden Gesicht. Er hatte an diesem Tag lange gearbeitet und zuhause musste er dann noch unseren Kartoffelacker umgraben. Und ich erinnere mich an den Geschmack der Pfeife meines Opas. Es durfte natürlich keiner sehen, aber Opa ließ sie mich in den Mund nehmen, wenn ich auf seinem Schoß saß. „Sett em hi man en bietgen hen“, sagte er, wenn ich die Geschäftigkeit der Erwachsenen störte.

Warum erzähle ich das? Weil Heimat riecht und schmeckt. Heimat ist ein Bauchgefühl, es entsteht aus emotionalen und höchst individuellen Erinnerungen. Aber das alles existiert in der Welt der Dinge nicht, es ist nicht fassbar.

Die Menschen, an die ich mich erinnere, sind schon lange tot. Soll ich sie und die Gefühle, die ich mit ihnen verbinde, vergessen? Und wenn ich mich nicht mehr erinnere, stirbt dann auch diese Welt? Kann ich meine Erinnerung überhaupt zur Sprache bringen und mich darüber verständigen, wo sie doch so individuell ist? Eigentlich ist es so, dass nicht ich diese Erinnerung in mir trage, sondern dass sie mich trägt. Heimat schützt. Wie können wir sie schützen?

Aber vielleicht stimmt das ja alles gar nicht. Vielleicht hat Heimat nicht mit Herkunft zu tun, sondern mit Zukunft? Also mit einer Welt, in der noch niemand war und die darauf wartet, von uns zur Heimat gemacht zu werden. Ist Heimat also ein utopisches Projekt in unseren Händen, eine progressive Aufgabe Gleichgesinnter?

Zugehörigkeit und Anerkennung

Ich beginne mit einigen Beobachtungen und Problemanzeigen. Ist Heimat nicht etwas von Gestern? Und führt das Nachdenken darüber nicht in einen rückwärtsgewandten Provinzialismus?

In vielen aktuellen Diskussionen um kulturelle und soziale Zusammenhänge geht es um Identität, Zugehörigkeit, Herkunft, Anerkennung. Diese Begriffe umschreiben das, was

man im Deutschen mit 'Heimat' bezeichnet. Auslöser solcher Diskussionen sind Erfahrungen von Menschen, die sich wegen ihrer Hautfarbe, ihres Geschlechts oder ihrer sexuellen Orientierung in unserer Gesellschaft nicht beheimatet fühlen, weil nicht in ihrer Eigenart wahrgenommen und respektiert.

Auslöser sind aber auch jene Menschen, die als Flüchtlinge ihre Heimat verloren haben und bei uns nach einer neuen Beheimatung suchen. Sicherlich ist ein weiterer Auslöser die gelebte kulturelle Vielfalt bei uns selbst: Wir haben sonntags nicht mehr nur Rouladen mit Rotkohl auf dem Mittagstisch, sondern auch Asiatisches aus dem Wok oder eine frische Pasta mit Trüffeln und dazu ein Glas Frascati. Von unseren Reisen an alle Ecken der Erde bringen wir Neues mit. Entspricht das unserer Herkunft und Zugehörigkeit oder ändert sich unser Verständnis von Heimat gerade in Richtung Vielfalt?

Schließlich beunruhigt uns noch die steigende Anzahl von Menschen, die sich über viele Stunden ihrer tägliche Wachzeit im WorldWideNet aufhalten, dort kommunizieren und agieren. Wie wirkt sich die Dauerpräsenz in einer virtuellen Welt auf die Wahrnehmung ihrer Identität und auf die Anerkennung von Personen aus, also letztlich auf ein Bewußtsein von Heimat? Und was ist mit den Zeitgenossen, die sich bereits heute in ihrem realen Leben den Anforderungen nach hoher Flexibilität und Mobilität unterwerfen müssen? Ist für sie Heimat eher eine Behinderung?

Und schließlich – auch das darf bei einem Nachdenken über die Aktualität von Heimat nicht vernachlässigt werden – hat sich in Ausnutzung all dieser momentanen Suchbewegungen eine rechte Strömung etabliert, die 'Heimat' als eine politische Parole zur Ausgrenzung verwendet.

Wenn ich jetzt weiter nach Heimat in der Kirche frage, dann wird es wirklich radikal. Eine stetig abnehmende Schar traditioneller Katholiken und Protestanten, die noch ihr persönliches Glaubensleben nach ihrer Kirche ausrichten, fühlt sich von dieser Kirche missachtet durch Skandale, Kirchenschließungen, Profilverlust in der Gesellschaft sowie durch die Erosion der konfessionellen Eigenart. „Das ist nicht mehr meine Kirche“ - bekommt man jetzt oft zu hören in den Gesprächen mit den bislang Treuesten.

Andererseits wird jene Gruppe von Menschen größer, die der Kirche nicht mehr aktiv angehört, sondern nur noch als Zuschauer bei einigen Lebens- und Festtagsritualen dabei ist. Ohne tiefere Kenntnisse und Bedürfnisse ist ihnen Kirche keine Heimat mehr.

Ich möchte festhalten: Das Bedürfnis nach einer selbstverständlichen Zugehörigkeit ist groß und ungebrochen, wird aber nicht von Eindeutigkeit getragen, sondern von der Vielheit des Nebeneinanders von Orten und Zeiten. Bei den einen geht es um Vergewisserung der gemeinsamen Wurzeln in einer sich schnell wandelnden Zeit, bei

anderen um Absonderung und Aussonderung und bei wieder anderen um den Rückzug in eine heile Welt. Für mich allerdings – und diese Perspektive meiner Überlegungen möchte ich hier schon festhalten – geht es um den Wert des Erinnerns und damit um Würde und Geltung, um Orientierung und Anerkennung der persönlichen Lebensgeschichte.

Erinnern und Vermissen

Die Fremde ist die ungütige Welt. Heimweh ist die Sehnsucht nach dem Ende des Elends. Die Älteren werden sich noch an die Schlagerlieder von Freddy Quinn erinnern. Darin ging es immer um Heimat und Fremde und Heimweh. Freddy hat einer ganzen Generation aus der Seele gesungen. Denen nämlich, die ihre Heimat verloren hatten durch Vertreibung, Flucht oder Kriegszerstörung und denen, die zu Fremden wurden in den Jahren, in denen sich für sie in Gesellschaft, Kultur und Wirtschaft alles so rasant veränderte.

Unser Selbstverständnis lautet, wir leben in der Zeit des Fortschritts, der Freiheit, des Wohlstands, des Sozialstaats. Das ist aber die Sichtweise der siegreich Durchgekommenen. Wenn wir uns die Geschichte der letzten zweihundert Jahre anschauen, blicken wir auf eine Geschichte der Heimatvertriebenen und der Heimatlosen: Kriege, Diktaturen, Hungersnöte, Rassismus und wirtschaftlicher Raubbau haben millionenfach – wie niemals zuvor – Menschen gezwungen, ihre Heimat zu verlassen und sich in die Fremde zu begeben.

Heimat ist das Vertraute, das Verlässliche, das Selbstverständliche. Heimweh, also die Sehnsucht nach dem Heilsein im Gefühl des Vermissens, gehört zur Lebenserfahrung des modernen Menschen. Denn wir alle sind Migranten; einige ganz real als Vertriebene und Flüchtlinge, die anderen als emotional und geistig Entfremdete. Für alle gilt aber etwas Merkwürdiges: das, was wir als Heimat bezeichnen würden, existiert nicht mehr – es ist räumlich, zeitlich, personell vergangen -, aber es ist zugleich ganz eng bei uns, es umfängt uns. Das Nichtfassbare trägt uns; es trägt unsere Identität vor allem als Erinnerung an einen glücklichen Anfang und als Sehnsucht nach dem Heilsein. Und obwohl das höchst individuell ist, verbindet das alle Menschen miteinander. Wir können also von einer Grundkonstanten des Menschseins sprechen.

Ernst Bloch hat nicht recht, wenn er sagt „Heimat ist, wo noch niemand war“. Denn wir wüssten nichts von Heimat, wenn wir nicht schon einmal dagewesen wären. Wir können uns erinnern und können vermissen und wir wissen von unserer Sehnsucht nach Heimat. Nur weil dem so ist, wissen wir auch, was eine menschenwürdige Gesellschaft braucht

und was die Religion meint, in der die Menschen sich überschreiten auf die ewige Heimat hin.

Sicherlich kann man in eine rückwärts gerichtete Romantisierung verfallen, wenn man an Heimat denkt und sich dabei in Heimeligkeit einrichtet. Aber im persönlichen Erinnern entsteht die Erkenntnis des Vermissens und das Gefühl der Fremdheit, aber auch das Gefühl des Vertrauens. Heimat ist das, was so tief in jedem Menschen verankert ist, dass man sie riecht und schmeckt. Das ist echt und universal. Das ist anders als das verklärte und verlogene Bewusstsein des Kitsches.

Paradies und Himmel

„Wir sind nur Gast auf Erden und wandern ohne Ruh mit mancherlei Beschwerden der ewigen Heimat zu“(GL 505.1.) Ich vermute, wenn ich jetzt über die Vorstellung von Heimat in unserer religiösen Tradition nachdenke, dann gerate ich schnell an den Kern unseres Glaubens.

Die Geschichte Gottes mit den Menschen beginnt mit dem Aufbrechen und mit dem Versprechen auf Heimat. Noah, Abraham, Moses und die Propheten können sich nicht auf eigenen Grund und Boden zurückziehen. Ihre Heimat ist ihr Glaube an Gott. Das Volk Gottes ist ein Nomadenvolk. Seine Lebensweise ist das Unterwegssein.

Später setzen sie an den Anfang der Bibel die Erzählung vom Beginn im Paradies, von der Heimat bei Gott. Denn ihre Erfahrung war ja, selbst als heimatloser Umherziehender ist Gott immer bei uns. Er ist der „Ich bin da“. Wir haben eine Vorstellung von dem, woher wir kommen und wohin wir gehören: das Paradies. Dass wir Menschen, wenn wir nach unserer Heimat gefragt werden, immer zurückblicken in frühere Zeiten der Geborgenheit, hat mit unserer Erfahrung vom Paradies zu tun. Wir wissen, was Heimat ist, weil wir vom Paradies herkommen. Das Paradies, die Geborgenheit bei Gott, ist unsere Heimat.

Von Jesus Christus wird erzählt, in seinem Heimatort Nazareth sei er abgelehnt worden. Er forderte seine Jünger auf, ihre Familien zu verlassen, immer auf dem Weg zu bleiben und sich nirgendwo einzurichten. Von sich selbst sagte Jesus: „Der Menschensohn hat keinen Ort, an dem er sich ausruhen kann“. Paulus hat das von allen Aposteln am besten verstanden, wenn er an seine Gemeinde in Philippi schreibt: „Unsere Heimat aber ist der Himmel. Von dorthier erwarten wir auch Jesus Christus, den Herrn, als Retter.“(Phil 3,10).

Paradies und Himmel, Fremde und Heimat, Welt und Weg: das sind die Erfahrungen, die Widersprüche und die Sehnsüchte eines Christenmenschen. Unser Leben als Christen ist ein Leben in der Diaspora. Das führt uns zum Kern unseres Glaubens. Jesus Christus

verkündete: Das Reich Gottes ist schon angebrochen, aber es ist noch nicht vollendet. Es steht in seiner Fülle noch aus. Die Heimat ist schon angebrochen, aber sie ist noch nicht vollendet. Sie steht in ihrer Fülle noch aus. Mit dem Reich Gottes ist es wie mit der Heimat des Menschen. Wir „haben“ das Reich Gottes nicht, ebenso wie wir die Heimat nicht „haben“.

Wie leben wir in dieser Spannung des Noch-nicht-vollendet-Seins? Unser Glaube sagt uns, dass es diese Spannung von Heimat und Fremde in unserem Leben, in unserer Welt, in unserer Kirche genau so geben muss. Wer die Diaspora als eigentliches Christsein nicht wahr haben will, verleugnet die Wirklichkeit der Welt und die Wirklichkeit Gottes. In vielen unserer Kirchenlieder singen wir davon. Darin geht es oft um den Weg, der uns unsicher erscheint; den wir aber beruhigt gehen können, weil er uns der Heimat näher bringt, und weil Jesus Christus uns begleitet und versorgt: „O heilige Seelenspeise, auf dieser Pilgerreise, o Manna, Himmelsbrot! Wollst unsern Hunger stillen, mit Gnaden uns erfüllen, uns retten vor dem ewigen Tod.“ (GL 213.1). Die Eucharistie bietet den Vorgeschmack auf die große Heimatfeier im Himmel. Die Eucharistie ist deshalb eine Heimatfeier, weil sie schmeckt und riecht.

Heimatlosigkeit und Sehnsucht

Für viele Menschen waren über Jahrhunderte hinweg ihr Glaube und ihre Kirche Heimat, tragender Grund ihrer alltäglichen Lebenswelt. Die Katholiken hatten es dabei vielleicht etwas leichter, weil Schmecken und Riechen und auch das Sehen die elementaren Zugänge zur Heimat eröffnen. Von solchen Zugängen gab und gibt es in der katholischen Kirche reichlich. Für die Protestanten waren es das Hören und das Singen, die zwar mehr die Kräfte des Verstandes ansprachen, aber eine Heimat bildeten, die man auch mit in die eigenen vier Wände, mit nach Hause nehmen konnte. Jetzt aber erleben wir vereint Heimatlosigkeit im Verdunsten dieser Selbstverständlichkeiten. Die Spannung zwischen Heimat und Heimatlosigkeit kann man heute gerade in der Kirche stark und unmittelbar erleben.

Das sollte uns aber nicht traurig werden lassen, sondern hellwach. Denn aus unserer biblischen Überlieferung wissen wir, dass Gott bei den Heimatlosen ist. Heimatlosigkeit ist das entscheidende Grundmotiv christlicher Spiritualität. Unsere Heimat ist nicht hier, in dieser Welt, sondern bei Gott, also im Himmel. Vielleicht ist das die große Herausforderung Gottes an uns. Vielleicht erleben wir gerade eine sich ganz weit öffnende Heilszeit.

Mir begegnet in unserer heutigen Kirche folgende Position: Es verbinden sich eine moderne kirchenkritische Sicht mit einer konservativen, alten Sichtweise, wonach die Welt von Gott wegführt. Beide Tendenzen treffen sich in der Forderung nach einem Zurück zu den „alten Zeiten“ der überschaubaren Lebenswelten, klaren Bekenntnisse und gefestigten Identitäten, eben nach Heimat.

Problematisch werden solche Überlegungen, wenn sie einen Rückzug auf Gleichgesinnte meinen – die einen meinen damit die modernen, lebensnahen Christen, die anderen verstehen darunter die traditionellen, weltabgewandten Christen. Aber weder in der weltlosen Abkapselung noch in der traditionslosen Gesinnungsgemeinschaft liegt die Zukunft der Kirche.

Die Heimat des Christen liegt jenseits seiner eigenen Organisationsmöglichkeiten, deshalb braucht man auch nicht um sich selbst bemüht zu sein. Heimatlosigkeit in dieser Welt gehört zum Christsein. Das führt aber gerade zur Kritik an dieser Welt. Die Welt ist dem Christen ganz vertraut und dennoch ganz fremd. Die kritische Spannung zwischen dem Hiersein und der Sehnsucht nach dem ganz Anderen kennzeichnet uns Christen.

Wahrheit und Treue

Ich hatte mein Nachdenken unter eine eigenartige Frage gestellt. Die Formulierung habe ich bei Reinhold Schneider gefunden. Schneider war ein tiefgründiger, historisch sehr gebildeter katholischer Autor. Er schrieb über Menschen, die in einer konkreten geschichtlichen Situation zu einer Gewissensentscheidung, zu einer persönlichen Haltung herausgefordert werden. Seine Bücher fanden eine große Leserschaft. Heute ist sein Name kaum noch geläufig. Im Jahre 1954 verfaßte Reinhold Schneider seine Lebensbetrachtung und veröffentlichte sie unter dem Titel „Verhüllter Tag“. Im Vorwort formuliert er als seine Absicht den „Versuch, beendeter Tradition einen letzten Wert zu geben und wenigstens die Schlüssel verbrannter Häuser zu wahren, Zeichen zu retten und mit ihnen die Wirkung auf die innerste Gestalt“(Seite 9).

Was könnte Schneider gemeint haben mit dem Wert beendeter Tradition, mit dem Bild von den Schlüsseln verbrannter Häuser und mit den geretteten Zeichen und ihrer Wirkung auf die innerste Gestalt? Reinhold Schneider spricht vom Verlust und davon, dass nur noch Zeichen, also erinnernde Hinweise, gerettet wurden.

Wenn man nur die Schlüssel verbrannter Häuser aufbewahren konnte, ist das ja eigentlich sinnlos, weil es keine Türen mehr gibt, die sich öffnen lassen und durch die man eingelassen wird. Aber genau das ist falsch, diese Schlüssel öffnen noch immer

zeichenhaft die Türen zur Heimat. Sie aufzubewahren ist ein Zeichen der Sehnsucht nach Rückkehr, der Erinnerung an Heimat und des Protestes gegen die vermeintlich geschichtliche Endgültigkeit.

Es geht nicht darum, sich an das Vergangene zu klammern und im Gestern zu leben. Hannah Arendt hat einmal den wunderschönen Satz geschrieben: „Nur das ist wahr, dem wir bis zuletzt die Treue halten.“ Das ist eine Umschreibung des christlichen Glaubensbekenntnisses. Und der Schlüssel ist das Sakrament der Heimat, er ist das Zeichen für die Geborgenheit. „Tut dies zu meinem Gedächtnis“ hat uns der Herr ermutigt. Damit hat er das Sakrament der Eucharistie begründet. Die Vergegenwärtigung der bewahrten Erinnerung ist ein Sakrament, ist ein Heilszeichen Gottes. Indem man den Schlüssel aufbewahrt, denkt man an die Tür zum Heimathaus und damit existiert es, weil es nicht vergessen ist.

Genau aus diesem Grund sollten gerade wir Christen die Schlüssel verbrannter Häuser aufbewahren. Vielleicht sind wir selbst die Schlüssel? In Kirche und Welt gibt es so viel, was heute als verbrannt und zerrüttet oder zumindest als überflüssig und nichtsagend angesehen wird. Aber wir wissen, dass es mehr gibt als das, was wir produzieren und konsumieren können. Die Kirche bewahrt Worte, Lieder und Bilder auf für das, was den Menschen heilig ist. Wir müssen die Treue zu dieser Wahrheit bewahren, damit wir nicht in die Fremde gehen. „Und sind wir einmal müde, dann stell ein Licht uns aus, o Gott, in deiner Güte; dann finden wir nach Haus.“ (GL 505.5.)